

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 89 (1969)

Artikel: Heinrich Pestalozzis nächste Verwandte : Ergebnisse der neueren
Forschung
Autor: Dejung, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinrich Pestalozzis nächste Verwandte

Ergebnisse der neueren forschung*

Über Heinrich Pestalozzi zu schreiben, rechtfertigt sich nur beim Vorliegen neuen Materials, angesichts der umfangreichen bisherigen Literatur. Auch die Familiengeschichte ist in den umfangreichen Werken von Hans Pestalozzi-Keyser und Emil Eidenbenz-Pestalozzi schon eingehend behandelt worden. Die kritische Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken und Briefen schafft indessen immer neue Dokumente zu Tage, in welchen unbekannte Einzelheiten enthalten sind. Zudem aber lässt die neuere Forschung auch bekannte Dinge in neuem Lichte erscheinen, sodass es sich lohnt, aus den Ergebnissen einen kurzen Überblick darzubieten.

Die Ahnen

Die Familie Pestalozzi bzw. Pestalozza stammte ursprünglich von Gravedona am Comersee, lebte dann in Chiavenna, das 1512 bündnerisch geworden war. Mit 16 Jahren kam ein angehender Kaufmann *Anton Pestalozzi* 1550 über Chur nach Zürich, wo er ansässig wurde und 1576 auch das Bürgerrecht erlangte. Hier war er bis zu seinem Tode 1604 als Seidenkaufmann tätig, offenbar erfolgreich. Zwei Din-

* Erweiterte Fassung des von der Pestalozzi-Gesellschaft und vom Lehrerverein veranstalteten Vortrags vom 21. Januar 1968 in der Zürcher St. Peterskirche.

ge sind in seinem Leben bemerkenswert. Sein Geburtsort Chiavenna war Eigentum Graubündens, und so ist Anton Pestalozzi gewissermassen als Schweizer geboren, als zugehörig zu einem zugewandten Ort der Eidgenossenschaft. Da er mit 16 Jahren nach Zürich kam und dort blieb, darf er nicht als Glaubensflüchtling bezeichnet werden, war aber dem neuen Glauben zugetan. Von seinen drei Gattinnen stammt die erste, Anna Gessner, aus Zürich, die beiden andern, geb. Verzasca und von Muralt, aus Locarno, waren also Refugianten.

Von den Nachkommen waren zunächst viele im Seidenhandel tätig und gewannen durch Heirat Beziehungen zu manchen im Regiment sitzenden Geschlechtern Zürichs. Im 18. Jahrhundert steigen vier Familienglieder in den Grossen Rat auf, und ein Pestalozzi wurde sogar Kleinrat. Wir begnügen uns für die nächsten drei Generationen der direkten Vorfahren mit einer Namensliste: Andreas, 1581–1646, verm. Heidegger (Tochter eines Rats Herrn); Joh. Konrad, 1616–1686, verm. Rahn (Tochter eines Bürgermeisters); Hans Heinrich, 1649–1701, verm. 1) Werdmüller, 2) Holzhalb.

Durch Allianzen waren die Pestalozzi auch mit den Familien von Orelli, Hirzel, Escher und andern verwandt.

Die Grosseltern

In einem Überblick über die Grosseltern Heinrich Pestalozzis fällt sogleich auf, dass die vier Vorfahren Pestalozzi-Ott und Hotz-Haab ganz eigenartig verschiedenen Berufsklassen angehören. Von der Vaterseite waren bisher lauter Kaufleute vertreten. Die städtische Familie Ott weist vorwiegend Pfarrer und Schulherren als bedeutende Vertreter des Geisteslebens auf. Von Mutterseite her entstammte der Grossvater der bekannten Ärztesfamilie Hotz in Wädenswil, und die Grossmutter Barbara geb. Haab gehörte zu einer begüterten Bauernfamilie derselben Gemeinde. Kann man nicht angesichts der vielschichtigen Tätigkeit der Vorfahren sich denken, dass Heinrich Pestalozzi auch dadurch in seiner genialen Eigenart mitbestimmt war?

Hier muss freilich gleich einschränkend gesagt werden, dass von den vier Grosseltern nur der väterliche Grossvater einen persönlichen Einfluss ausüben konnte. Die beiden Grossmütter starben, als der Enkel noch jung war, und der mütterliche Grossvater war vor

seiner Geburt schon gestorben. Dafür hat *Andreas Pestalozzi* (1692–1769) in ausgeprägter Weise den Enkel mitformen helfen.

Nachkomme von Kaufleuten, wurde Andreas Pestalozzi Pfarrer, amtierte zunächst in Schwamendingen, seit 1727 in Höngg bis zu seinem Tode, also über 40 Jahre, war auch Dekan. Man hat schon den Gedanken ausgesprochen, dieser Landpfarrer sei wohl nicht besonders tüchtig gewesen, dass er, trotz Vermählung mit einer Tochter aus der Pfarrfamilie Ott, nie eine Stelle in der Stadt erhielt. Ich möchte hier einer andern Auffassung Ausdruck geben, dass gerade Andreas Pestalozzi, der als erster vom Handel zur Theologie abschwenkte, aus Verbundenheit mit den benachteiligten Untertanen im Dorf ausharrte. Die Landschaft war ja damals durch einen weit tiefern Graben als durch die Limmat von der regierenden Stadt getrennt. Seit der Verfassungsänderung von 1713 hatte die Aristokratisierung weitere Fortschritte gemacht, und bis 1794 wurden keine neuen Bürger aufgenommen, um die Vorzugsstellung der Städter zu wahren.

In dem nur eine gute Stunde von Zürich entfernten Höngg hat der junge Stadtbürger Heinrich Pestalozzi die politischen und die sozialen Fragen seiner Zeit kennengelernt, so etwa, wenn er für seinen Grossvater Akten kopierte, mit den Schulkindern umging. Hier hat er bei der Kornernte mit der Sichel sich die Finger wund geschnitten und so das werktätige Landleben praktisch selbst erprobt.

Die *Familie Ott*, der seine eine Grossmutter entstammte, zählte ebenfalls zur Herrenklasse der Stadt. Sie stellte zahlreiche Geistliche und Schulherren am Carolinum. Ein Grossonkel Heinrich Ott wurde sogar Pfarrer in England, und mit dessen Nachkommen hat die Familie Pestalozzi eine längere Korrespondenz geführt. Unter den Vorfahren Heinrichs befanden sich bedeutende Gelehrte wie der Chorherr Heinrich Hottinger, als Orientalist ein Mitbegründer dieser Wissenschaft, auch Archäologe. Ein Urgrossvater, Pfarrer und Chorherr Joh. Baptist Ott, Lehrer für alte Sprachen, hinterliess eine Sammlung von 52 Foliobänden als Manuskript. Ihm fühlte sich Heinrich, wie er im «Schwanengesang» erzählt, sowohl wegen seiner frohgemuten Wesensart wie als Gelehrter besonders verbunden. Die umfangreichen deutschen und lateinischen Sprachübungen Heinrichs sind, sofern überhaupt erhalten, weitgehend noch unbekannt, so wenn er etwa in gereimten grammatikalischen Übungen seinen Schülern den trockenen Stoff mundgerecht zu machen suchte. Seine wissenschaftliche Ader wurde zudem durch den bevorzugten Lehrer

Professor Johann Jakob Bodmer gefördert, der sein geistiges Interesse auf die Linie Altertum – Freiheit des Mittelalters – Reformation – Aufklärung hinlenkte. Als Anstaltsleiter war Heinrich Pestalozzi ein Praktiker im vollen Sinn des Wortes, als Methodiker aber ein Gelehrter, welcher der Vorfahrenlinie Ott sicher diese Neigungen zu danken hat.

Stammte der berühmte Pädagoge väterlicherseits von zwei städtischen Familien ab, so gehörten die mütterlichen Vorfahren zu Landgeschlechtern am Zürichsee, mit aller beruflichen Benachteiligung des 18. Jahrhunderts. Noch stellten die privilegierten Glieder der Stadtfamilien alle Pfarrer, Professoren, Richter, Offiziere, Beamten und Ratsherren, auch die Fabrikanten und Handelsherren, da den Landleuten das Führen eigener Geschäfte untersagt war. Für begabte Bauernsöhne blieben als zuständige Berufe: die Tätigkeit als Arzt, Künstler und Musiker, sowie im fremden Kriegsdienst. Aus Militärdienst im Ausland entspross in der *Familie Hotz* zu Wädenswil eine Ärztedynastie; ein Vorfahr starb in Flandern, wie andere in Hessen als Chirurgen tätig waren.

Heinrich Pestalozzis Grossvater *Hans Jakob Hotz* (1653–1732) liess sich im norddeutschen Marburg zum «Arzet» ausbilden. Er übte seinen Beruf dann im Heimatdorf aus und gewann dank seiner Fähigkeiten grosses Ansehen, was in sozialem Aufstieg zum Ausdruck kam: in zweiter Ehe gewann er die Landvogttochter Anna Escher zur Frau. Nach ihrem frühen Tode vermählte er sich mit Barbara Haab, und deren jüngste Tochter sollte Heinrich Pestalozzis Mutter werden. Durch seine acht volljährig gewordenen Kinder (von insgesamt 17) hat dieser Grossvater viele Beziehungen zu den Verwandten in der Stadt unterhalten.

Wenig wissen wir von der ländlichen Grossmutter *Haab* aus Wädenswil. Zwei Komponenten von Heinrichs Wesen weisen aber eindeutig in ihre Richtung. Die Volksverbundenheit aus bäuerlichem Stamm, der Realismus im Gegensatz zur bloss theoretischen Bücherweisheit sind wohl ihrem Erbgut zu danken. Vor allem aber scheint uns auch etwas vom auflüpfischen «Seebuben» in den Enkel übergegangen zu sein, erinnern wir uns nur etwa an den Aufruhr gegen Hans Waldmann (1489), den Wädenswiler Handel (1646), den Stäfnerhandel (1795), an dessen Bereinigung Heinrich Pestalozzi aktiv beteiligt war, und an den Bockenkrieg (1804). Die Eigenständigkeit der Bevölkerung am obern Zürichsee dürfte sich als Originalität beim Enkel ausgewirkt haben.

Sind alle vier Grosseltern im Zürcher Boden verwurzelt, so waren die Vater- und Mutterseite in politisch-sozial ungleicher Rechtsstellung. Die kommende Gleichberechtigung zeichnete sich voraus in der Vereinigung der Eltern ab.

Die Eltern

Wenn wir den Umkreis der Eltern Heinrich Pestalozzis betrachten, so fällt die zahlreiche Verwandtschaft auf dem Lande auf, während in der Stadt wenig nahestehende Familienglieder zu zählen sind. Angehörige, die in Handel oder Politik sich betätigen, sind einige Grade der Verwandtschaft entfernt. Die Familie bleibt auch zahlenmässig in Zukunft klein.

Der Landpfarrer Andreas Pestalozzi hatte mit neun Jahren seinen Vater verloren und setzte mit einem einzigen Spross den Stamm fort. In sechs Generationen ist jeweils nur ein einziger überlebender Sohn zu verzeichnen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Nachkommenschaft des Zweiges Andreas Pestalozzi mit dem Urenkel Heinrichs, mit Karl, Professor am Polytechnikum, 1891 ausgestorben ist.

Hatte der Grossvater, der Kaufmannssohn Andreas, sich dem Pfarrerberuf zugewandt, eine städtische Professorentochter geheiratet, so wird Heinrichs Vater, der Pfarrerssohn *Johann Baptist Pestalozzi* (1718–1751) Chirurg und vermählt sich mit einer Arzttochter vom Land, tritt also damit den Untertanen trotz seiner Regimentsfähigkeit doppelt näher. Seine beiden Schwestern bleiben im bisherigen soziologischen Rahmen; sie vermählen sich mit den Pfarrern Fäsi und Wolf bzw. in zweiter Ehe Wuest. Die Tante Dorothea Fäsi-Pestalozzi war die Taufpatin Heinrichs. Ihr Mann Johannes Fäsi, Pfarrer in Thalwil, ist in dem Werk seines Neffen «Sieben Tage bei Pfarrer Samuel» (Werkband XIII) verewigt. Der Sohn Johann Heinrich Fäsi wirkte als Pfarrer im fernen Galizien und Ungarn und trat da wie dort als Schulgründer in die Fusstapfen seines Veters Heinrich.

Man hat Johann Baptist gelegentlich als arm und wenig tüchtig dargestellt, zumal wenige Belege aus seinem Leben vorhanden sind. Weil man seinen Namen im Schülerverzeichnis des Carolinums ver-

misst, hat man geschlossen, er habe keine Studien absolviert. Heinrich Pestalozzi hat um 1805 mehrere selbstbiographische Entwürfe geschrieben, die grossenteils noch ungedruckt sind. Darin meint er u.a. auch, sein Vater habe wenig Aufmerksamkeit auf Geld und Verdienen gezeigt; allerdings merkt er selbst an, dass er vom Hörensagen urteile, weil er seinen Vater mit nur fünf Jahren verloren hat.

Nun ist gewiss richtig, dass Johann Baptist keine politischen Aspirationen zeigte, auch wenn er der Gesellschaft zum schwarzen Garten, einer Sektion der Schmiedenzunft, angehörte. Auch bereitete ihm der Beginn seiner Berufstätigkeit einige Mühe, indem rund 40 «Chirurgen» die Stadt Zürich mit 15 000 Einwohnern plus Umgebung betreuten; unter Chirurgen sind aber auch Apotheker, Bader, Pfleger, Barbierer zu verstehen, nicht nur die Ärzte.

In einem Schreiben vom 29. Oktober 1741 hat Johann Baptist Pestalozzi in barocker Sprache an seinen Onkel Heinrich Ott, Kanonikus in Peterborough (England), geschrieben und diesem wie uns Kunde von seinem Erdenschicksal übermacht: ... «Ich bin schon zwei Jahr wider aus der frömde und habe mein Examen Chirurg. vor ½ Jahr passiert, auch G.L. zu meiner praxein Interne und externe; wiewohl die patienten nit heufig, so sind doch einige difficil. Habe schon öfters gehört von hocherfahrenen Chirurgen in Engeland auch, dass da die schönsten instrumenta verfertigt werden. Wann es keine Mühe würde causieren, wolte Ehrenbietig anhalten, mir durch einen bekanten Chyr. die gebrauchlichsten und nutzlichsten zu übermachen, welche sammt dem porto mit herzlichstem Dank entrichten würde.»

Der Wunsch nach wissenschaftlicher Fortbildung mittels besserer Instrumente lässt einen regen Geist vermuten. Ähnlich vernehmen wir auch aus einem Bericht des Sohnes, dass er mit Jagen und Fischen sowie mit gelegentlichem Weinhandel seine freie Zeit genützt habe. Mit zwei andern Gesuchstellern anerbote er dem Zürcher Rat seine Hilfsdienste für die Unterschreiberei (Stadtkanzlei), was ihnen als «wackeren und tüchtigen Subjektis» bewilligt worden ist.

Nach seiner Heirat wohnte Johann Baptist Pestalozzi am obern Hirschengraben (vor dem Lindentor) zur Miete. Hier wurde ihm am 12. Januar 1746 sein Sohn Heinrich geboren; es ist bedauerlich, dass die Stadt Zürich das Geburtshaus des Pädagogen nicht erhalten konnte.

Susanna Hotz (1720–1796), die Frau des Wundarztes Johann Baptist Pestalozzi, stammte wie erwähnt aus Wädenswil. In der Stadt tritt sie nach aussen wenig in Erscheinung. Als feinfühliges Frau ist sie

gegenüber den selbstbewussteren Städtern zurückhaltend, wirkt fast schüchtern, galt als gütig, besonders in der Fürsorge für ihre Kinder unentwegt. Nach Aussage ihres Sohnes Heinrich hat sie wie ihre ganze Familie sich nicht über die Untertänigkeit beklagt. Doch musste Mutter Pestalozzi-Hotz laut einer Nachricht Johannes Niederers den unausgesprochenen Hochmut ihrer nunmehrigen Mitbürger ertragen, was sie stillschweigend und ohne Klage getan hat.

Frau Pestalozzi-Hotz schenkte ihrem Mann sieben Kinder, von denen freilich bei der damaligen Kindersterblichkeit nur drei über die ersten Jahre hinauskamen. Die Mutter muss eine kräftige Natur besessen haben, war sie doch imstande, innert zwei Jahren ohne Zwillingsgeburt drei Kinder zur Welt zu bringen: am 25. Januar 1745 Baptist, am 12. Januar 1746 Heinrich und am 27. Dezember 1746 Johannes; letzterer freilich starb schon im Sommer des folgenden Jahres. Eine Tochter Anna Barbara erfreute noch im Juni 1751 die Eltern, dann traf schweres Unheil die Familie. Laut einem Brief des Grossvaters an die Verwandten Renouard-Ott in England erlag der Wundarzt Ende 1751 einem tückischen Fieber, nur 33 Jahre alt. Es überlebten ihn die zwei Söhne Baptist und Heinrich sowie die Tochter Anna Barbara. Mit ihnen übersiedelte die Mutter bald ins Haus zum Roten Gatter, Münstergasse 23, und von dort aus gingen die drei Waisen in die Welt.

Susanna Pestalozzi geb. Hotz war das jüngste Kind eines Arztes gewesen; ihren 16 Geschwistern (acht wurden volljährig) möchten hier ein paar Hinweise gelten, weil sie der jüngsten Schwester in ihrem Leide zur Seite standen und den Waisenkindern beisprangen. Drei ihrer Brüder waren ebenfalls als Chirurgen, d.h. als Ärzte tätig. Über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden ist Johannes Hotz (1705–1776), der seine Praxis im Nachbardorf Richterswil installierte, auch in erster Ehe die Stadtzürcherin Judith Gessner heiratete. Mit zwei Söhnen des Richterswiler Arztes ist Heinrich Pestalozzi über den lokalen Rahmen hinaus bekannt gewesen: der eine Vetter war der Arzt Johannes Hotz (1734–1801), Dr. med., der mit Pfarrer Lavater und dem Schultheissen Heidegger befreundet war. Ihm dankt Heinrich Pestalozzi die Fürsprache bei den Eltern Schulthess anlässlich seiner diffizilen Brautwerbung. Der zweite Vetter Johann Konrad Hotz (1739–1799) tat meistens militärische Dienste im Ausland. Er wurde unter dem Namen Friedrich von Hotze vom österreichischen Kaiser geadelt und fiel als Feldmarschall im Kampf unweit seiner Heimat bei Schännis.

Die Schwester Anna Barbara Gross-Pestalozzi

Über die Jugend von Heinrichs Schwester Anna Barbara (1751–1832) wissen wir wenig; sie war eine Verehrerin von Pfarrer Lavater. Im Jahr 1775 übersiedelte sie nach Leipzig und hat dann ihr ganzes ferneres Leben in Sachsen verbracht.

In Leipzig wohnte eine Tante von Anna Barbara, ebenfalls Anna Barbara geheissen, eine geborene Hotz. Diese Mutterschwester hatte den Kaufmann Heinrich Weber aus Hirslanden geheiratet und war mit ihm ins Ausland gezogen, da ihm zu Hause als einem Landbürger die Führung eines eigenen Geschäftes nicht erlaubt war. Er übernahm 1745 in Leipzig ein Handelsunternehmen, das er bis zu seinem Tode 1775 leitete.

Ihrer verwitweten Tante Weber-Hotz, deren einziger Sohn Hans Konrad schon früher gestorben war, trat nun die 24jährige Anna Barbara Pestalozzi an die Seite. Sie lernte dort den Prokuristen Christian Gottlob Gross kennen und vermählte sich 1777 mit ihm. Mit der fernen Schweiz blieb sie meist nur in brieflichem Kontakt. Ihren Bruder Heinrich hat sie nur noch zweimal persönlich getroffen: als er 1792 zur Regelung der Erbschaft Weber nach Leipzig kam und sodann 1812 in Yverdon, als sie ihn nach seiner schweren Krankheit mit einem längern Besuche bedachte.

Den Eltern Gross-Pestalozzi waren drei Kinder beschieden. Die Tochter Charlotte trat mit dem Pfarrer Caspari in Zschortau in die Ehe, und bei ihr hat die Mutter, nach dem frühern Tode des Kaufmanns Gross, ihre letzten Lebensjahre verbracht. Der jüngere Sohn Wilhelm Gross (1779–1852) übernahm die Leitung des familiären Geschäftes, zusammengesetzt aus Handel in Seide, wie bei den Ur-ahnen, sowie in Stab- und Gusseisen. Die damalige Firma lebt noch heute in zwei Handelshäusern weiter.

Der ältere Sohn Karl Gross (1778–1866), ein Patenkind Pfarrer Lavaters, schlug die juristische Laufbahn ein. Er wurde 1814 Senator, 1831 Vorsteher der Stadtverordneten, 1840 Justizrat. In den Jahren 1840 bis zur Revolution von 1848 hatte er die Stelle eines Bürgermeisters inne und wirkte nach seinem Rücktritt im Justizministerium Sachsens in Dresden. Seiner Familie waren zwei Söhne und sieben Töchter geschenkt. Wir können hier nicht auf seine politische Rolle eintreten; auch hielt er, ausser mit wenigen Briefen, keine engere Verbindung zu seinem Onkel Heinrich. Doch dürfte seine persönliche Bedeutung auch so erkennbar sein: ein Neffe des be-

rühmten Pädagogen wird Bürgermeister der Stadt Leipzig, gewiss keine geringe Lebensleistung.

Der Bruder Baptist Pestalozzi (1745–ca.1780)

Hatte der Grossvater bei der Berufswahl sich vom Handel seiner Vorfahren weg der Theologie zugewandt, wählte der Vater einen nicht bevorrechteten Beruf als Arzt und heiratete eine vom untertänigen Land stammende Frau, so ging der Lebensweg der beiden Brüder Baptist und Heinrich lange eine gemeinsame Strecke, jedoch mit verändertem Ziel, wobei erst noch der jüngere, also Heinrich, oft die Richtung angab: Baptist wurde Kaufmann, Heinrich Landwirt im Aargau.

Sowohl im Hause wie in der Schule wies die damalige Bildung grosse Mängel auf. In einer noch ungedruckten Fortsetzung zu seinem pädagogischen Hauptwerke «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» hat Heinrich Pestalozzi näher berichtet, wie die Kinder von Mutter und Magd erzogen wurden. Damit sie die Kleider schonten, durften sie nicht auf die Gasse, zum Spiel mit Kameraden. Zwar ging die Magd zum Sparen täglich auf die «Brugg», die Gemüsebrücke; ein deutscher Forscher hat daraus geschlossen, sie sei täglich nach der Stadt Brugg zum Einkauf gereist, vermutlich mit der Postkutsche. Die beiden Knaben wurden so starr gehalten, dass sie überhaupt nichts unternehmen sollten; in ungestilltem Tatendrang gab Heinrich seinem Unmut Ausdruck, indem er Schnüre zerknüllte, Gegenstände zerriss.

Gern hätte Heinrich sich handwerklich betätigt und fährt darum fort: «Hundert Handwerker um uns her hatten ein beruhigtes Auskommen. Aber noch hatte kein Pestalozzi in unserer Stadt je ein Handwerk getrieben, also war keine Rede davon, dass weder ich noch mein Bruder ein solches lernen sollten. Der ganze Geist des Hauses war entfernt von der Lebendigkeit des gemeinen Handwerkers, sowie von der Thätigkeit der höhern Industrie, und überhaupt der Besorgungskraft des grössern Eigenthums.» Beim Lesen eines solchen Bekenntnisses ist man über einen Bericht von Johannes Ramsauer, Institutslehrer in Yverdon, nicht erstaunt, dass es mit der Zürcher Schule nicht besser bestellt war; so wenn er schreibt: «Der Partheilichkeit der Lehrer, sowie des über alle Massen mechanisch und pedantisch gegebenen Unterrichts wegen wurden seine (Hein-

Mein Schwester Herr Plavus! imigsten Dank für
alle Ihre Aufklärung der Liebe, gegen die ferner Süh-
ne die Aufklärung - o! daß in glaube mit Sie
Hwas würde, Sie aufzufassen! so würde ich in eine
wichtigen Weg, mich müß ich wandeln, so möge
dann wofür oder von, Sie über welche ich gedulde
fabri - aber - o! was offenerwändigste! wie in fast
was meine glaube, in jeder ferner die gleiche
wie pflichten mich, von der Area so ständlich gegen
den Ziele, mich in nicht, in dem mocht die unglück
für ab, - o! Eillen Sie für mich, für nicht so wagt
Hwas in der vollendet die Liebe Jesus - ach! ich
für Sie, daß in tag in die ich für Sie gatten
querie fassfichte fündar fassfichte, für Sie in
eine müßten meine Sünde, daß diese vollendet
die für glaube an Jesus, in die all die glück
macht in die all die Kraft geht in die in die
Ziel gatten, all die in die ferner die in die
wie fass fündar, daß all die ist vollendet, in die
über die in die - o! Schwester Herr Plavus!
in die Sie in die in die fassfichte, daß
die fassfichte die fassfichte - Eillen Sie für mich in
vollendet - Ich müßten mich in die in die
in die Liebe in die fassfichte - was Sie die in die
Hwas die die die die

1777

Pestalozzi's Schwester schreibt nach ihrer Vermählung 1777
aus Leipzig an Pfarrer Johann Caspar Lavater

richs) bessere Seiten übersehen und er selbst ganz falsch behandelt. So musste er, weil er unordentliche Hefte hatte, in der Schule stets *untenan* sitzen, während sein flüchtiger, weniger begabter, aber äusserlich gewandterer Bruder weit über ihm sass. Auch war es damals Sitte, dass die Kinder zu Hause bei Tische nach der Rangordnung sitzen mussten, die sie in der Schule hatten. Dieses Unrecht empörte seine ganze Seele, und früh schon nahm er sich vor, dereinst sein Möglichstes dazu beizutragen, dass vor allem mehr Gerechtigkeit und, wenn möglich, auch mehr Geist in den Schulen herrsche.»

Unterschiedliche Begabung wirkte dann als ausgleichende Gerechtigkeit: schon in der dritten Klasse der Lateinschule holte Heinrich den ältern Baptist ein, und fortan besuchten die Brüder dieselbe Klasse, auch im Collegium humanitatis, bis Baptist im Herbst 1762 austrat, um Kaufmann zu werden, während Heinrich weiter studierte. Aus den erstmals publizierten Briefen der Gesamtausgabe können wir Baptists Lebensweg etwas verfolgen. Nach heimischer Lehre wandte er sich im Oktober 1767 nach Frankfurt am Main, war dann in Leipzig seit Ende 1768 im Handel angestellt, mit Unterkunft bei seiner Tante Weber-Hotz. Nach anfänglich gutem Verhalten fing er an, seiner Familie Sorgen zu machen; die Mutter musste ihm Geld schicken, da er sich auch gar nicht einzuschränken verstand. Ohne eine Anstellung zu finden, lebte er seit 1769 wieder in Zürich und musste wahrscheinlich froh sein, im neuen Heim seines Bruders unterzukommen.

In der Gemeinde Birr hatte Heinrich zunächst den Neuhof erbaut, sein landwirtschaftliches Gut bewirtschaftet. Wegen seiner bevorrechteten Herkunft wie wegen beruflicher Mühen (nach einer nur kurzen Lehre bei Tschiffeli im Kanton Bern) sah er sich zwar nicht voll anerkannt. Aber schon nach fünf Jahren, 1774, tat er einen weitem Schritt: er gründete eine Armenanstalt für Waisen- und Bettlerkinder und verband Hausindustrie mit der Landwirtschaft. Mit modernem Begriff würden wir sagen, er widmete sich der Entwicklungshilfe im eigenen Schweizerlande.

Sein Plan fand bald bei allen Aufgeklärten im ganzen Lande viel Beifall, war so etwas wie eine Modesache, wie etwa die Freundschaft des Herzogs von Württemberg mit dem Zürcher Bauer Kleinjogg. Als das Unternehmen nicht recht gedieh, weil für die zwölf Kinder bis 37 Hilfskräfte zugezogen wurden – zwei Knechte, drei Frauen im Haushalt, Webermeister und Weber, Spinnermeister und Spinner, sowie ein Hilfslehrer – da fand der Leiter Beistand bei Freunden in

Zürich, Basel und Bern. Kritische Leute aber fanden, der Leiter sei in jugendlichem, idealistischem Überschwang der Sache nicht ganz gewachsen, mit einigem Recht, fehlte beiden Brüdern doch der väterliche Rat, die berufliche Vorbereitung fast ganz.

Baptist besorgte im industriellen Betrieb den Einkauf des Materials, vor allem Baumwolle, und leitete die technische Verarbeitung. Jedoch fühlte er sich unbefriedigt vom mühsamen Leben auf dem Landgute. Im Jahr 1775 schrieb sein Bruder an Professor Füssli in Zürich, man möchte ihm für Baptist etwas zum Abschreiben zuweisen, da dieser nicht genugsam nach seinem Wunsch beschäftigt sei. Man verstand das Landleben mehr nach der idyllischen Seite hin, hatte doch Rousseau seiner Zeit solche Wunschträume nahegelegt. Als sich die Schwester 1777 in Leipzig verheiratete, schrieb Baptist: «Nun bin ich noch unter meiner Mutter Kindern der einzige, der nach Glück schnappt, oder der auch trachtet, für sich zu sein.» Er erklärte sich für einen Liebhaber der Feldökonomie und bat die Schwester, ihm in Sachsen einen Pacht Hof zu vermitteln. Aber dieser Lehensplan kam nicht zustande, auch die Absicht auf eine reiche Heirat zerschlug sich.

Heinrich hatte sich durch den Neubau des Hauses wie durch übermässige Planung der Armenanstalt in finanzielle Schwierigkeiten begeben. Freunde standen ihm bei, auch der vom Vater 1750 mitgegründete Familienfond Pestalutz. Um aber Landbau, Industrie und Waisenanstalt weiterführen zu können, sah er sich im November 1779 genötigt, zwanzig Jucharten Land nebst einer Scheune zu verkaufen. Baptist sollte die Transaktion, welche 5200 Gulden einzubringen hatte, durchführen; allein er versagte.

Die folgenden Ereignisse blieben auf Wunsch der Familie lange in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Der frühe Biograph des Pädagogen, Heinrich Morf, äusserte einmal die irriige Meinung, das Schicksal der beiden Brüder habe seither keine weitere Berührung. «Die Geschichte von Baptist», schreibt er, «ist nicht mehr aufzuklären. Ich weiss, dass er das *Enfant terrible* der Familie war, eine Frau unglücklich machte und dann verschwand, ‚verduftete‘. Er ist und bleibt verschollen.»

Dabei hatte jedoch Baptists damalige Handlungsweise entscheidenden Einfluss auf das ganze spätere Leben Heinrichs, und dieser hat schwer dadurch gelitten. In einer selbstbiographischen Ode an Frau von Hallwil von 1808, die erstmals 1964 durch die Gesamtausgabe bekannt wurde, hat er ohne Namensnennung seinen Bruder dem

SCHOLA CAROLINA.

Classis quinta.

Curs.		Err.
	I.	
1 $\frac{1}{2}$.	Conradus <u>Wæberus.</u>	} 0.
	{ Jacobus <u>Wolhus.</u>	
2.	{ Casparus <u>Grobius.</u>	}
	{ Henricus <u>Pestaluzius.</u>	
1 $\frac{1}{2}$.	Henricus <u>Steinbrychelius.</u>	} 1 $\frac{1}{2}$.
1.	Joannes <u>Scheuchzerus.</u>	
	II.	
	{ Henricus <u>Leemannus.</u>	}
1 $\frac{1}{2}$.	{ Henricus <u>Steinfelsius.</u>	
	{ Joannes <u>Nagelinus.</u>	} 1.
2.	{ Baptista <u>Pestaluzius.</u>	
	{ Henricus <u>Hirzelius.</u>	}
1 $\frac{1}{2}$.	{ Joannes <u>I II.</u>	
	{ Henricus <u>Hofmeisterus.</u>	} 1 $\frac{1}{2}$.
1.	{ Balthasar <u>Kesselringius.</u>	
	{ Henricus <u>Waserus.</u>	}
1 $\frac{1}{2}$.	{ Henricus <u>Zellerus.</u>	
1 $\frac{1}{2}$.	Jacobus <u>Mejerus.</u>	2.
	IV.	
1.	Georgius <u>Vogelius.</u>	3.
	{ Henricus <u>Escherus.</u>	3 $\frac{1}{2}$.
1 $\frac{1}{2}$.	{ Joannes <u>Meisterus.</u>	4.
	{ Jacobus <u>Stefanus.</u>	5 $\frac{1}{2}$.
	{ Rodolfus <u>Nyschelerus.</u>	6 $\frac{1}{2}$.

Summa XXI.

Im Schülerverzeichnis der 5. Klasse des «Collegium humanitatis» von 1761 figurieren die beiden Brüder Heinrich und Baptist Pestalozzi

betrügerischen Wirt Merki (dem Hummel in «Lienhard und Gertrud») an die Seite gestellt:

«Merki hat den Galgen
ob Witwen und Weysen
und auch ob mir verdient,
ob er mir gleich weniger Böses gethan hat
als *ein anderer*,
der ob mir verirrt ist,
weil keine Wahrheit in ihm war,
und er keine Krafft in sich selbst hatte...»

Mit dem unterschlagenen Erlös aus dem Landverkauf und, wie es scheint, mit weiter aufgenommenem Kapital des Schwagers Hans Jakob Schulthess in Zürich begab sich Baptist in die weite Welt. Sein letztes Lebenszeichen ist ein ergreifender, zerknirschter Brief vom 21. Februar 1780 aus Amsterdam, gerichtet an den Vetter Pfarrer Johann Georg Schulthess in Wipkingen. Er bat darin seine Angehörigen um Verzeihung und gab seinen Plan bekannt, sich in London als Matrose zu verdingen. Nie ist aber sein versprochener jährlicher Bericht über sein weiteres Ergehen eingetroffen.

Baptists Handlungsweise hatte materielle und moralische Folgen für Heinrichs ganzes späteres Leben. Mit seinem Versuch einer damals neuartigen Armenhilfe, der Bildung armer Kinder zur Selbsthilfe, war es vorbei. Er selbst äusserte sich 1801 in «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» zur Schuldfrage wie folgt: «Ich war in allen drei Fächern, Feldbau, Fabriken und Handlung, voll hohen und sichern Taktes für das Wesentliche dieses Plans, und noch heute kenne ich keinen Irrtum in den Fundamenten desselben. Aber mir mangelten... die Fertigkeiten des Details, und eine Seele, die sich an die Kleinigkeiten mit Festigkeit anschloss.»

Johannes Niederer hat später über die Armenanstalt erklärt: «Der Gedanke war neu, ja grossartig, und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Zivilisation.» Pestalozzi selbst aber musste zuletzt in seinem «Schwanengesange» bekennen: «Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschwinglichen Schulden, und der grössere Teil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in einem Augenblick in Rauch aufgegangen.»

Der Jugendfreund Pfarrer Rudolf Schinz, der auch für die Armenanstalt schon Gelder gesammelt hatte, erzählt: «Er war in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens gekommen, dass er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilfe und Unterstützung seiner Freunde vor Verzweiflung und gänzlichem Untergang zu retten war. Er war in der dringendsten Not und hatte gar oft in seinem sonst anmutigen Landhause weder Geld noch Brot noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Dazu kam noch eine langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von innen und aussen.»

Zur materiellen Sanierung musste Pestalozzi 1780 einem Schwager Heinrich Schulthess die Fabrik verkaufen; die Waisenanstalt blieb aufgelöst. Es blieben ihm das Wohnhaus und 60 Jucharten Land, die er einem Pächter übertrug. Aus dem Ertrag der Schriftstellerei suchte er die Schulden bei Hans Jakob Schulthess allmählich abzutragen, aber noch während vielen Jahren trug er daran.

Aus Heinrich Pestalozzis spätern Briefen erfahren wir Näheres über seine diesfälligen Bemühungen. Als in Leipzig die Tante Weber-Hotz gestorben war, reiste er 1792 dorthin, um die Erbschaftsdinge der Familien Weber und Pestalozzi zu ordnen, ebenso aber die Steuerdinge mit dem Zürcher Fiskus, der einen Abzug von zehn Prozent für alles Vermögen verlangte, das über die Kantonsgrenzen hinauswanderte. Als Mutter Pestalozzi-Hotz 1796 das Zeitliche segnete, regelte Heinrich Pestalozzi zusammen mit seinem Freunde Heinrich Gessner, dem Vormund des verschollenen Baptist, das Erbe. Er konnte als eigenes Gut und als Baptists Anteil je 4356 Gulden an die Restschuld von Hans Jakob Schulthess abtragen. Für den Unterhalt Baptists, für dessen Veruntreuung kam er nie zu seinem Rechte.

Ebenso schwer wie der materielle Schaden aus Baptists Versagen wogen die moralischen Folgen, als Heinrich Pestalozzi in der öffentlichen Meinung sein Gesicht verlor. Zwar schätzten ihn alle, die ihn näher kannten. Der Mathematiker Joseph Schmid hat ihm einen seltenen ökonomischen Takt nachgerühmt, und der Kaufmann Felix Battier in Basel nannte ihn sogar ein Handelsgenie. Zwar mochten sie an ihm gelegentlich eine gewisse Stetigkeit bei einer unternommenen Sache vermissen, was auch in einem Ausspruch von Pfarrer Johann Caspar Lavater zum Ausdruck kommt: «Ich würde Pestalozzi keinen Hühnerstall anvertrauen, aber wenn ich König wäre, würde ich ihn zu meinem ersten Minister machen.»

Die öffentliche Meinung indessen schrieb Heinrich (ohne Wissen um Baptists Versagen) die Schuld am Zusammenbruch der Anstalt auf dem Neuhof zu. Wenn er später als Politiker, als Schriftsteller Vorschläge zu Neuerungen ergehen liess, hiess es leicht: «Mache Pestalozzi doch bei sich selber Ordnung, bevor er andern etwas beibringen will!» Noch heute wird kolportiert, dass sein Leben eine Kette von Misserfolgen gewesen sei, aus eigener Schuld. Dagegen ist festzuhalten, dass er zwar mehrmals ein Fiasko in Kauf nehmen musste, woran aber die Umwelt die Schuld trug: Wegen des *Krieges* hatte er 1799 aus Stans zu weichen, durch die *Politik* wurde er 1804 aus Burgdorf vertrieben, als Folge des *Lehrerstreits* sah er 1825 seine Anstalt in Yverdon zu Grunde gehen. Mochte er durch Schicksalsschläge öfters im Leben zurückgeworfen werden, immer durfte er wie Phönix aus der Asche wieder erstehen.

Ratsschreiber Isaak Iselin in Basel bahnte Pestalozzi nach 1780 die Wege als Schriftsteller. Mit seinem Dorfroman «Lienhard und Gertrud» gewann er ungewöhnliches Ansehen. Dies veranlasste mehr als einmal, dass ihm Gutachten aufgetragen wurden: für Zürich über das Gerichtswesen, für Bern über Handel und Industrie. Er selbst suchte nach dem Sinn des Lebens, so in der «Abendstunde eines Einsiedlers» wie im philosophischen Hauptwerk, den «Nachforschungen».

Um nicht immer den Notstand seines Neuhofes mitansehen zu müssen, bezog er, nach dem Vorbild Rousseaus in Montmorency, unweit vom Neuhof eine Einsiedelei. Ein Verwandter, Johann Kaspar Ott, berichtete darüber am 13. Juli 1791 an Mary Renouard-Ott in England, nach einigen Ausführungen über Anna Pestalozzi: «Monsieur son mari est, comme vous savez, scavant et original. Il écrit toujours des livres, et il écrit bien. Il vit solitaire, éloigné à deux lieux de sa famille; il appelle cela son Erémitage. Pourtant il va voir sa chère femme et son fils de tems en tems.»

Inzwischen war das Revolutionszeitalter, von Frankreich ausgehend, in Europa angebrochen. Während der Sohn Jakob Pestalozzi den Neuhof seit 1790 auf eigene Rechnung führte, verfasste der Vater politische Gutachten, so für Frankreich, das ihm auch 1792 das Bürgerrecht verlieh. Der zürcherischen Heimat galten etliche Broschüren, als im Stäfnerhandel von 1795 das Landvolk sich gegen das städtische Regiment wandte. Erfolglos aber strebte Pestalozzi in seinem Heimatkanton einen politischen Umschwung an, eine Zusammenarbeit von Stadt und Land, gemäss seiner eigenen Herkunft.

In einer Ode an Frau von Hallwil hat er dargetan, wie es ihm vor der helvetischen Revolution in der eigenen Heimat erging, wie sein Los als Vermittlungspolitiker fiel, was er als Freund des Fortschrittes bei der Neugestaltung des Zürcher Staates erlebte. Er verkehrte damals öfters im Hotel zum Schwert an der Gemüsebrücke, gegenüber dem Rathause. Das Haus war von dem liberal gesinnten Rittmeister Ott geführt; Goethe hatte seinerzeit darin logiert, und im dortigen Hauslehrer, dem Philosophen Fichte, hatte Pestalozzi einen Mann gefunden, mit dem er gerne Gedanken austauschte. Als die Kriegsbrandung anfangs 1798 nahte, wollten die ergrimmt konservativen Mitbürger auf dem Rathaus den unbeliebten Mahner in die Limmat hinunterwerfen. Fast zur gleichen Zeit aber erfuhr er als Stadtbürger in der Heimat seiner Mutter die volle Tragik des Vermittlers: weil er zur Besonnenheit riet, drohten die Landleute in Stäfa und Wädenswil, ihn als Bevorrechteten mit Bengeln totzuschlagen. Der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, die Helvetik von 1798, bedeutete auch für Heinrich Pestalozzi den Beginn eines neuen Lebensabschnittes.

Im Rückblick auf die vom Bruder veranlasste, fast zwanzigjährige Leidenszeit Heinrich Pestalozzis darf man indessen auch die positiven Wirkungen nicht ganz übersehen. Ohne die Gluthärte seines Daseins wäre er vielleicht nie dazu gekommen, sich in die kulturellen und sozialen Probleme seiner Zeitwelt zu vertiefen, aus der Einkehr in sich selbst seine Gedanken schriftlich niederzulegen. Er wäre vielleicht niemals der überlegene Geist geworden, der uns noch auf Jahrhunderte hinaus Wege weisen kann. Vollends aber machte ihn eigenes Erleben zum gütigen Mann, der ein Herz für alle Mitmenschen hatte, vor allem für die Armen, die Schuldigen, für die Menschen in jeder Art von Elend und Not.

Was Heinrich mit seinem fehlbaren Bruder erlebte, lag im Bereich menschlichen Erlebens und sollte daher nicht verabsolutiert werden. Er hatte ja schon 1767 bei einer Reise in die Westschweiz den Goldschmied Heinrich Lavater in Biel besucht, der im Leben nicht zurecht kam; er war der Bruder des befreundeten Pfarrers J.C. Lavater in Zürich. Von einem Dichter, der in Pestalozzi sein Vorbild sah, wissen wir, dass er einen Bruder in fremdem Kriegsdienst zu Neapel besass: Jeremias Gotthelf. Der Dichter hat dann sogar versucht, in seinem «Bauernspiegel» dem Heimkehrenden als Volkslehrer für Erwachsene den Weg zurück zu weisen. Es tut Heinrich Pestalozzis Grösse keinen Eintrag, wenn er durch allzu grosses Vertrauen auf

Mitmenschen am eigenen Los manchmal mitschuldig geworden ist. Ihm hat seine Frau Anna ergeben geholfen, die schweren Lasten seines Daseins zu tragen.

Frau Anna Pestalozzi geb. Schulthess (1738–1815)

Im Freundeskreis der idealistischen jungen Patrioten hat Heinrich Pestalozzi seine um acht Jahre ältere Gattin kennen gelernt. Käthe Silber hat ihr in dem Werke «Anna Pestalozzi–Schulthess und der Frauenkreis um Pestalozzi» (Leipzig 1932) ein ausgezeichnetes Lebensbild gewidmet, so dass wir uns hier kürzer fassen können. Als einzige Tochter gehörte Anna einer begüterten Kaufmannsfamilie an, die auch fünf Söhne zählte. Zwei Jahre mussten die Verlobten kämpfen, bis ihnen die Eltern nur widerwillig die Zustimmung zur Heirat gaben, da ihnen der Bewerber, jünger als ihre Tochter, ohne gesicherten Beruf, unrealistisch das Leben anzupacken schien. Erst der Vermittlung von Dr. Hotz, von Bürgermeister Heidegger, von Pfarrer Lavater gelang es, die Eltern zum Einlenken zu bewegen.

Frau Anna war mit den hochfliegenden Plänen ihres Mannes einverstanden und nahm die zugehörigen Lasten und Plagen auf sich, auf dem Neuhof weit weg von der Stadt und von allen Verwandten, von allen Genüssen der Kultur. Sie hat nicht nur im ungewohnten Landwirtschaftsbetrieb sich umgetan, auch das Gewühl der Bettelkinder in der Armenanstalt ertragen, bei einem nicht immer zuverlässigen Personal für die Industrieleistung. Sie musste erleben, dass ihre Anwartschaft verloren ging, dass die Familie in Not und Elend geriet und auf ihr gemeinsames Ziel zu verzichten hatte. Die schweren Erlebnisse des Zusammenbruchs liessen sie kränklich werden, und bei ihrer Freundin, der Gräfin von Hallwil, suchte sie öfters Erholung. Es hat ihren Mann besonders geschmerzt, dass sie ohne Klage die Lasten des Lebens trug.

Als der befreundete hilfreiche Ratsschreiber Isaak Iselin zu Basel 1782 starb, verfasste Pestalozzi in der von ihm redigierten Zeitschrift «Schweizerblatt» einen warmen Nachruf. Er gedachte darin auch der eigenen Frau «als eines Weibes sonder gleichen, das sich mir noch opferte, als mein Tun jetzt endlich auch ihm Unsinn und rasende Torheit schien, und im Jammer ihrer Sorgen und niedergedrückt von unsäglichen Lasten, überall entkräftet und mutlos, doch immer noch Mut zeigte für mich – dieses Weib dankt dir, Iselin, ihren geretteten

Mann und die Stunden der Ruhe, die nach langen ausgeharrten, verzweifelungsvollen Jahren endlich erschienen.»

Während fast zwei Jahrzehnten suchte Pestalozzi fortan als Schriftsteller, als Politiker, als Pädagoge sein Leben neu zu gestalten. Die Pläne indessen, in der Schweiz und in Österreich, in Frankreich oder in Dänemark einen neuen Ort der Wirksamkeit zu finden, schlugen alle fehl. Es war schon damals der Fall, dass man aus literarischer Tätigkeit, die oft allein übrig blieb, kaum seine Existenz fristen konnte. Zum Kummer um die verlorene Anstalt, die noch resthaft in einiger Hausindustrie fortgesetzt wurde, fügten sich neue Sorgen um den einzigen Sohn. Zwar nahm dessen Lebensgang keine durch die Eltern verschuldete Form an. Aber was sie mit ihm erlebten, war ein Schicksalsschlag, den man sich kaum drückender und trauriger denken könnte.

Der Sohn Jakob Pestalozzi (1770–1801)

Ihr einziges Kind nannten die Eltern Jakob oder auch Jean-Jacques, im Anklang an Rousseau. Im Sinne von dessen Erziehungslehre wurde der Knabe ohne viel Schulung, ausser dem kurzen Besuche der Dorfschule, in den Umgang des Lebens eingeführt. Zwar irrte sich der Vater, als er einmal meinte, sein Kind könne mit 12 Jahren noch nicht lesen und schreiben – es war der Mutter zu danken, dass ihm die ersten Begriffe davon beigebracht wurden, so dass er schon 1777 seiner Tante in Leipzig zur Vermählung im gemeinsamen Gratulationsbriefe ebenfalls schreiben konnte. Aber die Bildung des Knaben stand im vielgestaltigen Haushalt mit verwahrlosten Kindern unter ungünstigem Einfluss.

Der befreundete Kaufherr Felix Battier in Basel machte darum das Angebot, den Knaben zusammen mit seinen eigenen Kindern durch den Hauslehrer Peter Petersen unterrichten zu lassen – nebenbei jener Petersen, dem Pestalozzi die schönsten pädagogischen Briefe seines Lebens geschrieben hat. Da sich indessen zeigte, dass Jakob noch viele Grundlagen fehlten, kam er im Herbst 1783 noch für anderthalb Jahre in ein strenges Institut zu Mülhausen. Dann begann er in Basel seine kaufmännische Lehre. Es zeigte sich, dass der Knabe zwar zutraulich und voll guten Willens war, jedoch geistig schwer beweglich, so dass er nur mühsam lernte.

Um 1786 nahm sein Leben eine entscheidende Wendung: es stellten sich, wohl als Folge eines starken Schreckens, bei dem Knaben Krämpfe ein. Man hat die Anfälle nach damaligem Sprachgebrauch meist Gichter genannt, aber auch damals schon von epileptischen Erkrankungen gesprochen. Da sich die Krankheit nicht beheben liess, musste die Lehre in Basel abgebrochen werden, und Jakob kehrte auf den Neuhof zurück. Der Vater hat später geschildert, wie der Leidende zurückkam: «durch Überanstrengung entstellt, zerrissen, sich selbst nicht mehr und verheert, dem Tod entgegen gehend». In der Bestürzung über diese Entwicklung hat der Vater sowohl dem Freunde Battier wie dem behandelnden Arzte Vorwürfe gemacht, wohl eher zu Unrecht über mangelnde Behütung wie über gewaltsame Härte geklagt. Die Mutter aber glaubte gewiss mit mehr Recht, die Ursache der Krankheit liege in der vererbten Erregbarkeit des Vaters, die bei ihm eine geniale Anlage war («Ich bin durch mein Herz, was ich bin»), beim Sohn jedoch sich pathologisch-negativ auswirkte.

Durch gläubiges Gebet, durch suggestive Einwirkung versuchten die Eltern, dem Übel zu steuern; sie quälten sich auch in Selbstvorwürfen, ohne doch helfen zu können. Nur einmal gelingt es dem Vater (wie in der Gesamtausgabe, Band XXI, Seite 168ff., zu lesen ist), dem Schlimmsten Linderung zu verschaffen, aber eine gänzliche Heilung erweist sich als unmöglich. Mit dem Abklingen der Pubertät tritt eine Besserung während einigen Jahren ein. Daher konnte man es wagen, Jakob mit der Erbschaft des Grossvaters Schulthess 1790 den Neuhof zu übereignen. Die Mutter vermittelte dem 21jährigen Sohn auch eine Ehe mit Anna Magdalena Frölich aus Brugg; es war ein kaum zu verantwortender Schritt in bezug auf die junge Frau.

Vom Alltag der Hofarbeit befreit, konnte sich Heinrich Pestalozzi in der Folge vermehrt der Schriftstellerei und der Politik widmen. Im Jahre 1792 erhielt er vom Revolutionsland Frankreich das Bürgerrecht, zusammen mit Schiller, Klopstock, Washington und andern; auch unternahm er eine fruchtlose Reise nach Paris, um sich dort für den Dienst am öffentlichen Leben zu empfehlen. Er besorgte im Winter 1793/94 das verwaiste Haus seines abwesenden Veters Dr. Hotz in Richterswil. Noch einmal lebte er für knapp zwei Jahre in der Vaterstadt. Seit 1796 leitete er als Kaufmann die Textilfirma des Landbürgers Notz an der heutigen Pestalozzistrasse in Fluntern, der selber die technische Sparte betreute. Die Helvetik aber führte ihn, nach dem Einmarsch der Franzosen, 1798 einem europäischen Ruhme

entgegen, nach Luzern, Stans und Burgdorf, wo er endlich seine Lebensbestimmung erfüllen durfte.

Es war der grösste Kummer für den Vater, als er erkennen musste, dass sein geliebter Jakob niemals sein geistiger Erbe werden könne, in seinem Werke für Volksbildung und Armenfürsorge. In Ludwig Nicolovius, in Johannes Niederer und Joseph Schmid sah er dann die ersehnte Beihilfe und Nachfolgerschaft. Die geistige Sohnsfrage wurde für Heinrich Pestalozzi zum Ausgang seiner Alterstragödie, deren Schilderung wir uns an dieser Stelle versagen müssen.

Der Familie Jakob Pestalozzi-Frölich wurden fünf Kinder geschenkt; ein einziger Sohn erreichte die Volljährigkeit. Schon 1794 erfuhr Hans Kaspar Hirzel zum Rech von Heinrich Pestalozzi, dass «sintdem er das letzte Mal mit mir aus der Sache gesprochen, die kränklichen Umstände seines Sohnes, der mit der Epilepsie heimgesucht worden, seine Lage drückender gemacht haben.» Jakobs Leiden mit seinen unbarmherzigen Krämpfen ging allmählich über in ein müdes Erlöschen der Lebensflamme. Die Frau Anna Magdalena, die treue Magd Lisabeth (Krüsi-)Näf pflegten den Kranken, auch die Mutter, wenn sie nicht selbst auf Schloss Hallwil Erholung suchen musste. Während Heinrich Pestalozzi in Burgdorf durch seine neue Lehrmethode allgemeines Aufsehen erregte, erlosch das Leben des Sohnes am 15. August 1801 auf dem Neuhofe; er starb, wie sein Grossvater Johann Baptist, im Alter von nur 31 Jahren. Nach langer, beruflich bedingter Trennung sahen sich die Eltern am Grab ihres Einzigen wieder.

Heinrich Pestalozzis Enkel *Gottlieb* (1798–1863) wuchs an der Seite des Grossvaters in Yverdon heran. Er absolvierte eine Lehre als Gerber in Wädenswil und übernahm 1822 die Bewirtschaftung des bisher verpachteten Neuhofs, vermählt mit einer Schwester des Hauptlehrers Joseph Schmid in Yverdon. Im Jahre 1840 verkaufte er sein aargauisches Gut, lebte zunächst in Küsnacht am Zürichsee, 1843–45 mit dem Sohn in Wien, und siedelte sich sodann in Wettswil am Albis an.

Was Heinrich Pestalozzi versagt geblieben war, eine berufliche und politische Wirksamkeit in dauernder voller Anerkennung, wurde seinem Urenkel *Karl-Heinrich* (1825–1891) zuteil. Nach Studien an den technischen Schulen von Karlsruhe und Wien wurde er 1864 Professor für Ingenieurwissenschaften am Polytechnikum in Zürich, dozierte Strassen-, Kanal- und Wasserbau. Er gehörte auch 1861–65 dem engern Stadtrat und bis 1883 dem Grossen Stadtrat seiner Vater-

stadt an, wurde 1867 Oberst der Artillerie. Da er ledig geblieben war, erlosch mit ihm der Familienzweig des grossen Pädagogen.

Würdigung – Folgerungen

Ein zusammenfassender Überblick stellt fest, dass Pestalozzis Gesicke zunächst eindeutig von seiner Umwelt bestimmt waren. Zum mindesten scheint dies für die erste Lebenshälfte auf dem Neu-
hof zu gelten. Als sentimentaler Idealist, als Revolutionär und her-
nach als einseitiger Schulmann blieb er für seine Zeitgenossen in
mancher Hinsicht ein Sonderling, und sein vernachlässigtes äusseres
Gehaben machte ihn für die formvollendete Welt des 18. Jahrhunderts
zu einem «Grüsel», nicht zu einem Vorbild. Im Revolutionszeitalter
hielt man ihn wegen seiner stürmischen Haltung für den kommenden
schweizerischen Robespierre, und der einfältige Nachbar in Birr ver-
unstaltete seinen Namen als «Pestilenz», ahnte nichts vom innern
Wert des Gescheiterten.

Weniger mit der Familie hatte Pestalozzis Schicksal im Alter zu
tun. Vielmehr war die Frage der Nachfolge im berühmten Institut
der Anstoss zu einer Auseinandersetzung; der Enkel auf dem Neu-
hof besass als einfacher Mensch dazu nicht die nötigen Eigenschaften.
Schliesslich summierte sich Gegnerschaft aus sozialen, politischen
und religiösen Gründen zu einer Gewalt, welche dem ehrwürdigen
Meister, gerade auch durch den Lehrerstreit angefacht, eine wahre
Alterstragödie bereitete.

Über die zahlenmässig geringe Familie hinausgewachsen, auch
seine engere Heimat für fast immer verlassend, Bürger von Frank-
reich 1792, und Deutschland 1815 als sein weiteres Vaterland be-
zeichnend, hat Pestalozzi im schweizerischen Bereich gewirkt, aber
zuletzt in der Menschheit sein Mitbürgertum gesehen. Aber unter
den Nachwehen seiner familienbedingten Erlebnisse steht die Ver-
kennung, der sein Andenken teilweise noch heute ausgesetzt ist.
Zwar gilt er als Symbol für selbstlosen Einsatz zu Gunsten aller Be-
drängten und Leidenden, Denkmäler, Anstalten und Heime, Vereine
für Volksbildung berufen sich auf ihn, Banknoten und Briefmarken
ziert sein Porträt. Aber sein Lebenslauf, im Rahmen der familiären
Mit- und Umwelt gesehen, erklärt in manchen Punkten seine zum
Teil bis heute nachwirkende Missachtung.

Man könnte sich denken, dass Pestalozzi nach der trüben Neuhofzeit glanzvolle Anerkennung fand, die bis in sein Alter andauerte, ähnlich wie Hiob im alten Testament, der nach vielem Leiden später im Glück lebte. Auch Henri Dunant hat nach unsterblichen Verdiensten durch eigene Schuld Jahrzehnte im Elend verbracht, ein ehrenvolles Alter erlebt, freilich an Leib und Seele halb zerbrochen. Anders Heinrich Pestalozzi, dem wie einem Jeremias Gotthelf in alten Tagen manche bittere Anfeindung zuteil wurde. Etwas von dieser Anfechtung lebt bis heute nach; wir möchten drei Gründe anführen, warum Pestalozzi eine Ausnahme von der Maxime macht, dass der Mensch vor seinem Tode besser ist als sein Ruf, nachher die gebührende Anerkennung genießt.

Einmal glauben die heutigen Wohlstandsmenschen zu Unrecht, in ihm einen unbrauchbaren Menschen zu erkennen. Gewiss hat er, im Familienkreis von dunklen Schatten umgeben, in jugendlicher Unerfahrenheit seine Fehler begangen, für die er mit einem vollen Becher des Elends büßen musste. Aber er zeigt doch die beiden gegensätzlichen Eigenschaften des Zürcher Charakters: neben einem offenen Idealismus jene Nüchternheit für die realen Bedürfnisse, die man oft allein vor sich sieht. Wir konnten dartun, dass der Ruf seiner Unbrauchbarkeit im äussern Dasein falsch ist. Wenn er, was zugegeben sei, der materiellen Seite der Existenz nicht immer die uns nötig scheinende Aufmerksamkeit schenkte, so darum, weil ihn höhere Gedanken um das Wohl seiner Mitmenschen zu sehr in Anspruch nahmen, weil er in vielen Dingen tiefer blickte und als Prophet eine vielfach noch nicht erkannte Nützlichkeit bewies.

Zweitens hegt der moderne, rechnerische Mensch oft einen Aberwillen gegen ihm übertrieben scheinende Güte und lehnt die Verpflichtung des Einsatzes mit dem Wort ab: Ich bin doch kein Pestalozzi! Wenn man freilich an den frühen Verlust des Vaters, das Versagen des Bruders, das Elend der Neuhofzeit, an die Krankheit und den frühen Tod des einzigen Sohnes denkt, kann man gewiss dem Skeptiker und Materialisten antworten: Sei froh, dass du nicht erlebt hast, was ein Pestalozzi! Dass ein Mensch in Not gütig, barmherzig, hilfsbereit wird, ist sicher vorbildlich und rühmend. Wir wollen Pestalozzi nicht in ein Licht stellen, das keinen Schatten wirft; das widerspräche seiner Bescheidenheit. Wir wollen ihn auch nicht mythologisieren, wenn wir sagen, dass Zürich wenige, sowohl so erzgescheite als grundgütige Gestalten in seiner Geschichte aufzuweisen hat.

Noch einen dritten Grund kennen wir, der eine volle Wertschätzung bisher verhindert hat. Man rühmt vielleicht seine Güte, auch wenn man sie zugleich als leicht zu missbrauchende Schwäche taxiert; indessen seine Ideen, sein Gedankenreichtum haben sich noch nicht völlig durchgesetzt. Das liegt daran, dass viele Dokumente seines Lebens trotz einer fast überreichen Literatur bis auf unsere Tage unbekannt geblieben sind. Wohl weist Zürich sein altes Pestalozzistübchen, das heutige Pestalozzianum als Forschungsstelle auf, wohl gibt es mehrere verdienstliche Ausgaben seiner Schriften. Aber noch sind nicht alle seine Lebenszeugnisse sichergestellt, welche zukünftige Studien über einen Mann ermöglichen werden, dessen Weisheit noch lange nicht ausgeschöpft ist.

Seit 1927 erscheint in Berlin und Zürich die kritische Gesamtausgabe seiner Werke und Briefe, begründet von Artur Buchenau, Eduard Spranger, Hans Stettbacher, sowie vom ersten Redaktor Walter Feilchenfeld Fales. Es war für alle Beteiligten erstaunlich, für die Mittelspender manchmal ärgerlich, welcher Ertrag dabei erblühte: bis heute konnten gut fünf Dutzend unbekannte Schriften, mehrere tausend neue Briefe gedruckt werden. Es sei hier der beste Dank an alle Spender ausgedrückt, welche das Unternehmen durch die Zeit und ihre Krisen getragen haben: Stadt und Kanton Zürich, die Stadt Winterthur, der Kanton Aargau, die Stiftung Pro Helvetia, der Schweizer Nationalfonds, die deutschen Helfer, die Verlage de Gruyter und Orell Füssli. Dem Leiter des Pestalozzianums, Hans Wymann, ist es zu danken, dass seit 1958 jährlich ein Band erscheinen konnte.

Es ist niemandem zuzumuten, ohne zwingenden Grund die bisherigen 28 Bände und die vielleicht noch fehlenden zehn weitem durchzuackern. Ein Hinweis möchte indessen genügen: wenn im neuesten Briefband IX von Pestalozzis Mitwirkung bei Schaffung einer neuen Verfassung wie vom Problem der Neutralität die Rede ist, so finden sich darin höchst aktuelle Fragen in geschichtlichem Lichte dargetan.

Mit der Schilderung von Heinrich Pestalozzis familiärer Umwelt haben wir ihn nicht von seinem verdienten Piedestal herabgeholt, aber vielleicht sein Wesen, seine Weisheit und Herzensgüte etwas besser erläutert und uns näher gebracht. Bei der Lektüre seiner Werke und Briefe aber erlebt man oft, was ein Besucher Yverdons von der persönlichen Begegnung berichtete: «Nicht leicht ist jemand zu Pestalozzi gekommen, der sich nicht doppelt getäuscht gefunden

hätte: indem er, was er erwartete, nicht fand, und dafür etwas weit Besseres fand, als er erwartet hatte.»

Bibliographie

Familie:

Stammbaum: Pestalozzi-Blätter 1880, S. 95.

Hans Pestalozzi, Die Vorfahren Heinrich Pestalozzis (in: Heinrich Pestalozzi im Lichte der Volksbildungsbestrebungen der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich. Z. 1927, S. 53—77).

do. Geschichte der Familie Pestalozzi (Zürich 1958), S. 116 ff., 156 f., mit Stammbaum.

Emil Eidenbenz, Die stadtzürcherischen Vorfahren Heinrich Pestalozzis (Pestalozzi-Studien, neue Folge, I, 1932, S. 143—165).

Emanuel Dejung, Pestalozzi und sein Heimatkanton (Zürcher Monatschronik XV, 1946, Nr. 1).

Über die Verwandten Fäsi handelt ein noch ungedruckter Aufsatz von Prof. Dr. Walter Imhoof, Winterthur.

Eltern:

Hans Stettbacher, Pestalozzistätten in Zürich (Pestalozzianum 1924, S. 57 bis 59).

Pestalozzi und seine Zeit im Bilde (Zürich 1928), S. 3 und Legenden 132, 136.

Heinrich Pestalozzi, Sämtliche Werke, hg. von L. W. Seyffarth, Band I (1898), S. 181.

Briefband I, S. 412 f.; II, S. 335.

Leonard Forster, Unpublished Pestalozziana in the era of Goethe (Oxford 1959), S. 49, 51 f.

Schwester Anna Barbara Gross-Pestalozzi:

Persönliche Mitteilungen: Prof. Dr. H. Schönebaum, Leipzig; Direktor Dr. Füssler, Museum für Geschichte der Stadt Leipzig; Pfarrer Hänsel, Zschortau, Sachsen.

Gratulationsbrief 1777 (Pestalozzi-Blätter 1882, S. 12—14, vgl. Briefband III, S. 48).

Briefband III, S. 515—517 (Erbschaft Weber in Leipzig 1792); VIII, S. 403—404 (Krankheit Pestalozzi, Yverdon 1812).

Pestalozzi-Studien, Band I (1896/97), S. 74—75.

Bruder Baptist Pestalozzi:

1761: Staatsarchiv Zürich, E II 479, Matrikelbuch des Carolinums in Zürich, S. 330. — Persönliche Mitteilungen von a. Staatsarchivar Dr. W. Schnyder. — Max Zollinger, Bilder zur Geschichte der Universität Zürich (Z. 1958), S. 11. — Staatsarchiv Zürich, Catalogus studiosorum scholae Tigurinae, Zürich 1761, S. 7 (Baptist und Heinrich).

1762: Werkband XVII der kritischen Ausgabe: Häusliche und schulische Bildung (noch ungedruckt).

1763: Leonard Forster, Unpublished Pestalozziana (Oxford 1959), S. 49, 54, 59.

1767 ff.: Anna Schulthess an Mutter Pestalozzi (Pestalozzi-Blätter 1890, S. 30.). — Briefband I, S. 184, 191, 304, 334; II, S. 41, 46, 94, 105; III, S. 431 f., 436, 438 f., 451. — Bruder Pfarrer Lavaters: Briefband III, S. 417.

1770: Heinrichs Traum, 21. Januar, in der Ausgabe Seyffarths, Band III, S. 202.

1771 ff.: Otto Hunziker, Pestalozzi auf dem Neuhofo (Pestalozzi-Blätter 1893, S. 16 f.) — Mutter Pestalozzi und Baptist an Heinrich Pestalozzi (Pestalozzi-Studien, Band I, 1896/97, S. 29, 73).

1777: Gratulationsbriefe an die Schwester Frau Gross (Pestalozzi-Blätter 1882, S. 12—14).

1778 f.: Staatsarchiv Zürich, B IV 382, Abrechnung Baptist Pestalozzis mit Hans Jakob Schulthess, Zürich, 2. November ff. — Lehrer Huber, Erinnerungen an Pestalozzi (Pestalozzi-Blätter 1882, S. 86 ff.).

1780: Brief Baptists an Pfarrer Joh. Georg Schulthess, aus Amsterdam (Pestalozzi und seine Zeit im Bilde, Zürich 1928, Taf. 138). — Heinrich Pestalozzi, Schwanengesang (1826), in der Ausgabe Seyffarths, Band XII (1902), S. 431 f.

1780: J. W. M. Henning, im «Schulrat an der Oder», siehe Pestalozzi-Blätter 1885, S. 62 f., 68, und 1895, S. 16. — J. Ramsauer, Pestalozzische Blätter (Elberfeld 1846), S. 3. — H. Schönebaum, Der junge Pestalozzi (Leipzig 1927), S. 5.

1792 ff.: Pestalozzianum, Zürich 1924, S. 65 ff. (Nr. 9/10). — Werkband I, S. 383. — Briefband III, S. 331, 377, 549, 553 ff.

Frau Anna Pestalozzi, geb. Schulthess:

Käte Silber, Anna Pestalozzi-Schulthess, Berlin 1932; Pestalozzi-Studien, neue Folge, Band IV, S. 63—75 (mit weitem Literaturangaben). — Briefband I ff.

Sohn Jakob Pestalozzi-Frölich:

Pestalozzi-Studien, Band I, 1896/97, S. 75. — Werkband XXI (1964), S. 166—170: Ode an die Einzige, von 1808. — Briefband III, S. 433, 450 ff., 516, 524, 527, 549.